

«...umb die Weyhnachtstage am fettesten»

Murmeltier und Mensch in Geschichte(n) und Legenden

Murmeltiere sind faszinierende Wildtiere, beliebt bei Kindern und Erwachsenen. Ihr Fleisch ist für Kenner von ausgezeichneter Qualität.

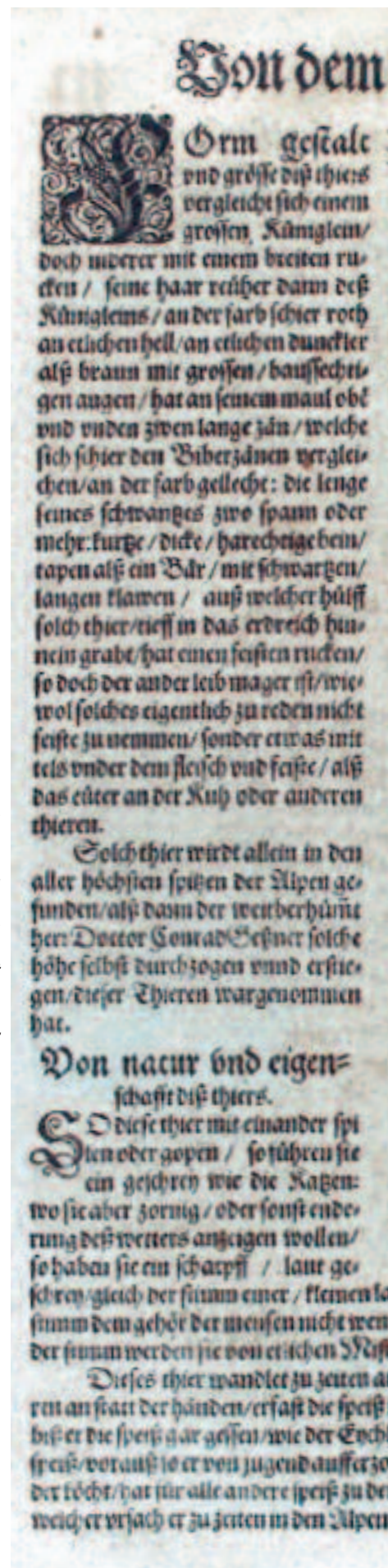
Von Klaus Böhme

Die Deutschen nennen es Murmelthier, vielleicht darum, weil es murmt und körzet, allemal wenn es schlafet.» ist in einem naturkundlichen Werk aus dem 16. Jahrhundert über den «höchst merkwürdigen Bewohner der Hochgebirge», wie es Alfred Brehm noch 1865 in der Urfassung seines »Illustrierten Thierlebens« nannte, zu lesen. Allein diese beiden mehr als drei Jahrhunderte auseinander liegenden Zitate lassen erahnen, wie schwierig es offensichtlich war, Erkenntnisse darüber zu gewinnen, was für ein Tier es eigentlich ist, das sich die Regionen oberhalb der Baumgrenze als Lebensraum ausgesucht hat, dort im kurzen Bergsommer ein anscheinend lustiges Familienleben führt und – in geräumigen Bauten weit unter dem Schnee verborgen – in tiefstem Schläfe selbst den lebensfeindlichen Temperaturen der langen, eisigen Winter trotz. Dabei gehört das Alpenmurmeltier neben dem Steinbock – der vielerorts auch als Wappentier geschätzt ist – und der Gämse als Urbild des gewandten und furchtlosen Kletterers

seit Menschengedenken zu den charakteristischen und bekanntesten Vertretern der Hochgebirgsfauna und wie Steinbock und Gams hat auch der kleine Nager in der menschlichen Kulturgeschichte seine Spuren hinterlassen.

Vierzehn Arten von Murmeltieren sind über die Nordhalbkugel der Erde verbreitet und nicht alle sind Gebirgsbewohner. Einige, wie etwa der Bobak – auch Steppenmurmeltier genannt und vom östlichen Polen bis nach Asien hinein vorkommend – bewohnen ausschliesslich die Ebenen und in der Eiszeit kamen nach paläontologischen Funden die Vorfahren der Murmeltiere beispielsweise auch im Stuttgarter Raum und sogar am Mittelrhein bei Remagen vor. Der natürliche Lebensraum des Alpenmurmeltiers, das nach einigen Irrwegen seit 1758 mit dem wissenschaftlichen Namen *Marmota marmota* in die Familie der Hörnchen eingegliedert ist und dem allein sich diese Betrachtung widmet, umfasst seit dem Ende der letzten Kaltzeit neben dem Gebirge, nach dem es benannt ist, auch die Karpaten und die Hohe Tatra. Mit

Mit dieser beeindruckenden Zeichnung beginnt in Conrad Gesners «Thierbuch» die Abhandlung «Von dem Murmelthier»; nach dem in einigen Auflagen des Buches enthaltenen Text hat er selbst die Berge erstiegen und kannte die Tiere aus eigener Anschauung.



Murmeltier.



menschlicher Unterstützung erfolgten jedoch Ansiedlungen in geeigneten Biotopen auch ausserhalb dieses Raumes, vor allem in den Pyrenäen, aber auch im Hochschwarzwald.

Viele Namen für ein kleines Tier

Woher aber hat das Murmeltier seinen seltsamen Namen? Hat der Verfasser des eingangs zitierten alten Folianten mit seiner Vermutung Recht? Steht doch auch in der von Johann Georg Krünitz begründeten «Ökonomischen Enzyklopädie», die von 1773 bis 1858 in 242 Bänden erschien, fast zweihundert Jahre später noch geschrieben: «Allein da dieses Thier, wenn es säuft, wirklich ein Murmeln von sich hören lässt, so kann auch dieser Umstand sehr wohl zu dessen Benennung Anlass gegeben haben.» Aber andere Gelehrte, die sich dem gerade erwachenden Interesse an den zoologischen Wissenschaften widmeten, wussten bereits im 16. Jahrhundert, dass der Name mit «murmeln» – der leisen, brummelnden und kaum verständlichen Lautäusserung – nichts zu tun hat, zumal vielmehr das laute, durchdringende Pfeifen, mit dem es seine Artgenossen vor Feinden warnt, aus der Sicht des menschlichen Beobachters viel charakteristischer für das Murmeltier ist. Auch die in der Literatur bisweilen, wenn auch selten geknüpfte Verbindung mit «Murmeln», dem vorwiegend auch nur in Norddeutschland verbreiteten Begriff für die kleinen Kugeln, die Kinder beim Spielen in Erdlöchern verschwinden lassen, trifft nicht zu, obwohl eine solche Assoziation so fern gar nicht liegt, wenn man die kleinen rundlichen Tiere bei Gefahr blitzartig in ihrem Erdbau verschwinden sieht.

Zunächst aber war man sich lange überhaupt nicht darüber einig, wie das Tier einzuordnen und mit welcher anderen Tierart es verwandt sei. Dies hat sicherlich dazu beigetragen, dass die Namengebung, sowohl im volkstümlichen als auch im wissenschaftlichen Bereich, beim Murmeltier von ungewöhnlichen Irrungen und Wirrungen

begleitet war. Im Hochmittelalter nannten die gelehrten Mönche es, möglicherweise in Anspielung auf die entbehrungsreiche Lebensweise in der kahlen Bergwelt «cassus alpinus» (lat. cassus = leer, entbehrend, ermangelnd). Ein in den frühen Naturwissenschaften bewandeter Jesuitenmönch sah in ihm eine Kreuzung aus Dachs und Eichhörnchen, wieder ein anderer jedoch einen «wahren», wenn auch kleineren Dachs, der aber nach dem damaligen Wissensstand ohnehin zu den Schweinen gerechnet wurde! Später galt es für lange Zeit, wie oben schon erwähnt, als den Mäusen nahe stehend und die tatsächliche Verwandtschaft mit den Hörnchen wurde erst mit dem Aufkommen der systematischen Zoologie im 18. Jahrhundert erkannt. Kein Relikt dieser über Jahrhunderte anhaltenden zoologischen Verwirrung sind jedoch die Bezeichnungen der deutschen Jägersprache für die Mitglieder der Murmelfamilie, wo das Männchen Bär, das Weibchen Katze und die Jungtiere Affen oder Äffchen genannt werden – dies hat etymologisch ganz andere Hintergründe und bedeutet keineswegs, dass man jemals die Murmeltiere einer dieser Gattungen zurechnete.

«Mus montis», was so viel heisst wie «Berg- oder Geröllmaus», in deklinierter Form dann als «muris montis» oder «murem montis» überliefert, ist wahrscheinlich der lateinische Ursprung der späteren Bezeichnung für das Murmeltier, denn schon die Römer beobachteten sicher voller Interesse die ausgedehnten Bauten mit den grossen Familienverbänden der graubraunen Tiere, als sie über die Alpen hinweg nach Germanien und Gallien vorstieszen. Möglich ist aber auch der umgekehrte Weg, nämlich dass den Invasoren aus dem warmen Süden von der einheimischen Bevölkerung ein rätisches Wort wie «murmont» oder ähnlich genannt wurde und sich daraus der romanisierte Begriff entwickelte. Wie dem auch immer gewesen sein mag, aus althochdeutschen Formen wie «murmunti» und mittelhochdeutschen wie «murmudi» wurde dann

schliesslich, etwa im 14. Jahrhundert, das Murmeltier.

Vergessen sind die alten Benennungen jedoch keineswegs. Rein althochdeutsch spricht man heute in Graubünden noch vom «Murmement», im Berner Oberland nennt man es fast identisch «Murmende», in Luzern «Murmetli» und in Altbayern sowie im Tirol «Murmendel» oder auch «Murmandl». Daneben finden sich weitere mundartliche Bezeichnungen wie «Murmeli», «Murbetle» und «Mankei», im Salzburgischen auch «Mangei» oder «Mangelkatz», in der gesamten Schweiz vor allem «Munk» oder «Mungg», letztlich auch «Mannl» oder «Bergmannl». Je näher die Gipfel der italienischen Grenze rücken, desto öfter findet man Bezeichnungen, die dem sowohl wissenschaftlichen Namen fast entsprechen als auch auf den Lebensraum im Gebirge hinweisen, wie etwa «Marmotta» in Savoyen und «Marmotella» im Engadin.

In der zoologischen wie auch der belletristischen Literatur der Jahrhunderte seit dem Mittelalter sind sogar, wenn auch selten, noch weitere Bezeichnungen zu finden. Wiederum vor allem in Graubünden kennt man das etwas merkwür-

dige Wort «Mistbelleri» oder «Mistbellerlein», das Jacob und Wilhelm Grimm in ihrem zu Anfang des 19. Jahrhunderts begründeten «Deutschen Wörterbuch» unter Berufung auf wesentlich ältere Quellen auf die «scharf und laut tönende Stimm» zurückführen, die «dem Gehör der Menschen nit wenig widrig ist». Andere Quellen bestätigen diese Herkunft dieses Wortes, das auch in die naturkundliche Literatur des 16. bis 19. Jahrhunderts Eingang gefunden hat. Aus der genauen Übersetzung des früheren, aus dem Griechischen kommenden wissenschaftlichen Namens «Arktomys» leitet sich der Name «Bärmaus» ab, seltener auch als «Bärenratze» bekannt; die «Alpenmaus» oder auch «Alpenratze» ist die deutsche Wiedergabe der ebenfalls in der Vergangenheit verwendeten lateinischen bzw. frühzoologischen Bezeichnung «Mus alpinus» und manchmal wurde das Tier auch «Bergdachs» – vielleicht in Anlehnung an die erwähnte Klassifizierung der Mönche – oder «Bergratze» genannt.

Geschichten und Legenden

Solch dramatische Legenden wie den grossen Raubtieren, dem Adler

Sehr schöne Abbildungen der beschriebenen Tiere enthalten besonders die frühen Ausgaben des «Tierlebens» von Alfred Edmund Brehm (1829–1884), wie auch dieses Lebensbild einer Murmeltierfamilie aus einer der Erstaufgaben zeigt.

oder auch dem Hirsch hängen dem harmlos und freundlich erscheinenden Gesellen naturgemäss nicht an. Auch wurde das Murmeltier, soweit bekannt, nirgends und niemals wie ein Gott verehrt oder wie der Teufel gehasst, was über Jahrhunderte hinweg namentlich dem Wolf, aber auch dem Bären und sogar dem Adler oft in nahezu gleichen Regionen und Zeiträumen widerfuhr.

Legende aber ist schon allein die Lebensweise des Murmeltieres: Als echte Winterschläfer verbringen sie die Zeit von Oktober bis März in einem Winterschlaf, der die Körperfunktionen radikal herabsetzt. Nur alle drei bis vier Wochen wird der Schlaf zum Absetzen von Kot und Harn kurz unterbrochen – abgesehen von der Christnacht, in der nach einer Sage aus Tirol die Tiere «um die zwölfte Stunde erwachen, einen freudigen Pfiff tun und dann wieder fortschlafen». Da das Tier auch ansonsten, etwa wenn es mit halb geschlossenen Augen vor dem Bau in der Sonne sitzt, oft einen müden Eindruck macht, hat dies dazu geführt, es mit allem, was mit Müdigkeit und Schlafen zu tun hat, redensartlich in Verbindung zu bringen.

«Schlafen wie ein Murmeltier» ist seit Jahrhunderten im deutschen Sprachraum ein geflügeltes Wort. Müde Gestalten, die wie Murmeltiere schlafen, räkeln sich besonders in der Literatur des 17. bis 19. Jahrhunderts von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen über Christoph Martin Wieland und Gustav Freytag bis hin zu Jules Verne und Karl May, um nur einige wenige zu nennen, fehlen aber auch in der jüngeren Literatur nicht und «steh' auf, du altes Murmeltier» hiess es in einem der meistgespielten deutschen Schlager der 70-er Jahre. Ein nicht immer nur schlafendes, sondern auch sprechendes Murmeltier tritt in Lewis Carrolls «Alice im Wunderland» (1865) auf, einer der populärsten Märchensammlungen der Literaturgeschichte, die auch häufig verfilmt wurde. Fast 130 Jahre später, im 1993, lief der erfolgreiche amerikanische Spielfilm «Und täglich grüsst das Murmeltier»; der Originaltitel lau-



tet «Groundhog Day» und er basiert auf einem in mehreren Orten der USA und Kanadas üblichen, möglicherweise schon sehr alten Brauch, nach dem am 2. Februar jeden Jahres aus dem Verhalten hervorgeleckter Groundhogs (Waldmurmeltiere, *Marmota monax*) auf die Witterung der verbleibenden Wintermonate geschlossen wird. Nicht um ein Murmeltier, sondern um ein armes, von Mutter und Schwester schlecht behandeltes Mädchen, das nur diesen Namen trägt, geht es jedoch in dem «Märchen vom Murmelthier» von Clemens von Brentano, das auf einer wohl älteren, in der Sammlung der Gebrüder Grimm enthaltenen und dem Geschichtskreis um Frau Holle zuzurechnenden Erzählung beruht.

Der für den berühmten Winterschlaf vorgesehene Bau wird gut, bequem und warm mit Heu ausgepolstert und auch die Zugänge werden durch einen Pfropfen aus Heu und Gras, verstärkt durch festere Materialien wie Erde, Steine und Lehm weit in die Röhren hineinreichend verstopft. Phantasievolle Vorstellungen vom «Einfahren» des Polstermaterials in den Bau liessen bereits in der Antike, unter anderem in der «Naturalis historia» des Plinius (23–79 n. Chr.) eine weit verbreitete, äusserst merkwürdige Legende um die Sippe der kleinen Gebirgsbewohner entstehen: «Eine wunderbare Kunst und List brauchen sie zu der Zeit / wann sie das Heu einführen.» schreibt hierzu der Züricher Arzt und Universalgelehrte Conrad Gesner (1516–1565) in seinem «Thierbuch» über die «Natur und Eygeschafft» von «Mus alpinus», wie das Murmeltier dort noch heisst. «Dann wann sie nun viel Heu zusammen geschleppt haben / so bedörffen sie eines Karrens: Alsdann legt sich eines nider auff den Rücken / streckt alle viere gen Himmel / und machet also vier Stützen / als wie ein Heuwagen hat / solches laden und häuffen die andern voll / hernach wann das Heu geladen / so fassen sie das liegende Murmelthier bey seinem Schwantz mit ihrem Maul, ziehen also den Karren zu Hauss / und laden das Heu in

ihre Nestern oder Hölen ab. Solches Karrenampt lassen sie wechselsweise umbgehen / auss welcher Ursach sie zu derselbigen Zeit auff dem Rücken keine Haare haben sollen.»

Schöner als in diesem alten Text lässt sich die Geschichte von den Murmeltieren, die einen der ihren als Heuwagen einsetzen, kaum erzählen und diese Legende hat sich über zwei Jahrtausende und vielleicht bis in die Gegenwart gehalten. In Johann Heinrich Zedlers «Grossem vollständigen Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste», das von 1732 bis 1754 erschien, ist sie – unter deutlicher Anlehnung an Gesners Text – sogar noch etwas ausführlicher dargestellt. Alfred Brehm tut in erwähnter Erstauflage seines «Thierlebens» das Ganze zwar als Gerücht ab, behauptet aber, dass der fast haarlose Rücken «bloss vom Einschlüpfen in die engen Höhlengänge herrührt.» Prof. Dr. Bernhard Grzimek, der in 1987 verstorbene wohl populärste Tier- und Naturschützer unserer Zeit, erwähnt hingegen in seinem genau einhundert Jahre später erschienenen Buch «Wildes Tier – weisser Mann» die Geschichte auch, stellt sie aber erstaunlicherweise keineswegs als frei erfunden dar, sondern weist lediglich darauf hin, dass es noch niemand zuverlässig gesehen hat. Dass die Ausdünnung allein mit dem periodischen Wechsel des Haarbesatzes in Zusammenhang steht, kann tatsächlich nur hier und da in der jüngeren Literatur, soweit sie auf diese Legende eingeht, nachgelesen werden.

Grzimek, dessen umfangreiches Gesamtwerk übrigens einen reichen Schatz an Erzählungen und Legenden über Tiere aller Art enthält, überliefert aber auch noch eine Version der in vielen Gegenden der Alpen bekannten Tatzelwurmsage, die das Murmeltier als Urheber entlarvt. «Ein Murmeltier», so schreibt er, «läuft nämlich mitunter so durch den Schnee, dass es mit einem Hinterfüsschen genau in den Abdruck des Vorderfusses hineintritt. Die Spur besteht dann jeweils nicht aus vier, sondern aus



Foto: C. Moererod

«Bärenkampf»

drei Fussabdrücken, was manchen Leuten Kopfzerbrechen macht. Alle drei Eindrücke zusammen sehen aber aus wie der Eindruck einer gewaltigen, grossen Tatze. So kann ein kleines Tier die Ursache für grossen Aberglauben sein.»

«Was von diesem Thier als Artzney zu gebrauchen».

Besondere Bedeutung hat das Murmeltier jedoch seit Jahrhunderten in der Volks- und Naturmedizin. Die Heilkraft seines Fettes, auch als Murmeltierschmalz bezeichnet, ist spätestens seit dem Mittelalter bekannt und bis heute besonders in den Alpenregionen ausserordentlich geschätzt. Durch Einschmelzen, also durch Erhitzen wird aus dem Schmalz ein Öl gewonnen, das – anders als Schweine- oder Gänsefett, das sich durch Abkühlung wieder verfestigt –, dauerhaft flüssig bleibt, kaum Eigengeruch hat, viel Vitamin D und E sowie als besonderen Wirkstoff eine kortisonverwandte Substanz enthält. Verdünnt und meist unter Beigabe von durchblutungsfördernden oder kühlenden Ölen als Salbe, Creme oder Balsam zubereitet, gilt es vor allem als entzündungshemmend und juckreizlindernd und wird daher in erster Linie bei Gelenk- und Hautentzündungen angewandt. Bei Hauterkrankungen erfolgt die An-



Aus der 36-bändigen «Allgemeinen und speziellen Geschichte der Natur» des französischen Forschers Georges Louis Marie Leclerc, Comte de Buffon (1707 – 1788), der einen bedeutenden Einfluss auf die Naturwissenschaft seiner Zeit hatte, stammt diese anschauliche Darstellung von «la Marmotte».

wendung insbesondere dann, wenn kortisonfreie Mittel unwirksam bleiben, kortisonhaltige jedoch wegen der vielen Nebenwirkungen nicht angewendet werden sollen.

Darüber hinaus wird es als wohltuend bei allen Knochen- und Gliederschmerzen, Arthrose, Rheuma, Gicht und Bandscheibenleiden empfohlen; dies mag zwar so empfunden werden oder sogar so sein, ist aber – in Gegensatz zur Wirkung bei Hauterkrankungen – nicht wissenschaftlich nachgewiesen und beruht vielleicht, und sei es nur unterbewusst, auf der wohl schon im Mittelalter verwurzelten, althergebrachten Annahme, dass ein Tier, das den Winter unbeschadet in einer kalten, feuchten Höhle verbringt, in seinem Körper eine anti-rheumatische Substanz haben müsse. Unverdünnt allerdings sollte Murmeltieröl, zu welchem Zweck auch immer, nur selten und mit mehrtägigen Zwischenpausen angewendet werden, da ansonsten der kortisonnahe Wirkstoff die Haut durchaus angreifen und empfindlich machen könnte.

Conrad Gesner jedoch äussert sich überhaupt sehr zurückhaltend zum Thema «Was von diesem Thier als Artzney zu gebrauchen». Wenn man bedenkt, welche vielfältigen Heilkräfte er in seinen Büchern, die hier schon oft als ergiebige Quelle dienten, allen möglichen Körper-

und Bestandteilen zahlloser anderer Tierarten zuschreibt, dann scheint es fast so, als hätte er der medizinischen Wirkung des Murmeltierschmalzes nicht so ganz getraut: «Sein Fett wird für gut erachtet zu den erhärteten Spannadern und Glaichen so hart / contract / und unbeweglich sind / wann man sich wol damit schmieret.» Das ist zunächst alles, nachdem er zuvor nur noch bemerkt hatte, dass das «Mäglein von dem Murmelthier wird aufgeleget wider das Grimmen im Bauch» – eine Anwendung allerdings, die sich nicht bis in die Gegenwart erhalten hat.

Murmeltierwildbret – seit mehr als 1000 Jahren beliebt

Ein anderer Hinweis, allerdings auf die Heilkraft des Wildbrets, findet sich in dem Abschnitt «Vom Fleisch dieses Thiers und wie es zugerichtet werden solle». Einleitend geht Gesner kurz auf den Fang des Murmeltiers während des Winterschlafs ein: «Diese Thier sind im Winter / und zwar umb die Weynachtstage am fettesten / und werden in ihrem Schlaff gefangen / und mit einem Messer / wie man ein Kalb oder Sau sticht / abgethan / da sie dann gemeiniglich eher sterben / als sie ganz erwachen: Das Blut wird aufgefasst / und das Thier mit siedendem Wasser gebrühet wie ein

Schwein / und auch also enthäret und weiss sauber und rein gemacht.»

«Wann ihm das Eingeweid heraus genommen worden / so wird es mit dem auffgefangenen Blut wiederumb gefüllt / und also am Spiess gebraten / oder zu einem schwarzen Pfeffer gekochet. Es wird auch sein Fleisch eingesalzen und geräuchert / hernach in einer schwarzen Pfefferbrüh / oder mit Rüben / wie auch mit Kappes oder weissem Kraut gekochet / soll eine den Kindbetterinnen / und denen / so mit der Kranckheit / die man die Bärmutter nennet / beladen sind / gar gesund seyn. Dessgleichen auch denen / so das Grimmen haben / welches man auch die Bärmutter nennet.» Abschliessend erläutert er, dass das Fleisch in eingesalzenem Zustand für besser und gesünder gehalten wird als frisch gekocht, da das Salz die überflüssige Feuchtigkeit des Fleisches bindet und den «starcken Geruch» nimmt. Im Übrigen aber sei es «doch im allweg schwer zu verdäuen / belästigt den Magen / und erhitzt den Leib dess Menschen fast zu viel.»

Das von Conrad Gesner vor über 450 Jahren veröffentlichte Rezept ist zum einen vermutlich noch wesentlich älter, denn schon um das Jahr 000, also im Hochmittelalter, war im Kloster St. Gallen den Murmeltieren ein eindeutiger Segensspruch gewidmet, der da lautete: «Möge die Benediction es fett machen!» Zum anderen ist es auch heute noch lange nicht «vom Tisch», denn die traditionelle Zubereitung der «Munggä Lidli» – das Räuchern und Kochen der Stotzen oder Hinterschenkel des Murmeltieres – im Glarner Land und im Kanton St. Gallen ähnelt dem Gesner'schen Rezept deutlich (vgl. Schweizer Jäger 3/2008, S. 41). Auch hier werden die Munggen geschabt, nicht anders, als man es gewöhnlich mit Schweinen tut; das «Munggä Schaben» – oft bei winterlichem Wetter – hat dort Tradition und gerät mit Glühwein, Gamsfleischsuppe und Pilzrisotto zu einem kulinarischen und gesellschaftlichen Ereignis. Das Murmeltierwildbret, anders als bei Gesner allerdings geviertelt, wird

anschliessend sieben Tage in eine nach spezieller Rezeptur, u. a. auch mit viel Pfeffer vorbereitete Sulz eingelegt, im Keller oder Kühltülli gelagert, dann, nach einständigem Wässern, fünf bis sieben Tage geräuchert, sodann in einem Sud gekocht und nach dem Erkalten mit Schwarz- oder Wurzelbrot serviert. Auch andere Variationen von zubereitetem Murmeltierwildbret sind bekannt und in einigen Restaurants erhältlich; so zum Beispiel der Murmeltierpfeffer, für den das klein geschnittene, von Fett und Drüsen sorgfältig gesäuberte Wildbret einige Tage in eine Beize von Essig, Wein und Gewürzen eingelegt wird; dies schmeckt, wie der Chefredaktor dem im murmeltierfreien deutschen Mittelgebirge lebenden Autor ausdrücklich versichert hat, hervorragend.

Fang und Jagd des Murmeltiers

Bevor jedoch das Murmeltier im Kochtopf landet, sein Schmalz zu einer schmerzlindernden Salbe verarbeitet werden kann oder auch die «Murmeltier-Grandeln», die langen, rotbraunen Vorderzähne als Trophäe zu Schmuck verarbeitet werden können, muss man es erst einmal gefangen oder erlegt haben. In früheren Zeiten, als es noch keine weit tragenden Waffen gab und man sich sehr nah an die ausgesprochen vorsichtigen und, wie auch schon Gesner wusste, stets von einem Wächter gesicherten Baue hätte heranpirschen müssen, waren der Fang mit Fallen, Netzen oder Schlingen und insbesondere das Graben die einzigen Erfolg versprechenden Jagdmethoden. Der Schweizer Polyhistor überliefert hierzu in seinem Kapitel über «Mus Alpinus», also die Alpenmaus, wie das Murmeltier damals, in den Anfängen der zoologischen Wissenschaften noch genannt wurde, eine interessante Fangmethode:

«Die Einwohner so unten an den Alpen wohnen / nehmen in Sommerszeit die Löcher wahr / durch welche sie auss- und einschleifen / und stecken lange Stangen darbey / damit dieselbige über dem Schnee mögen gesehen werden. Alsdann

umb die Weyhnachten / so gehen sie auff dem tieffen Schnee / mit breiten hölzernen Ringen / tragen mit sich Schaufeln / Hauen und Pickel / graben den Schnee hinweg / und hauen den Löchern nach / finden und ergreifen sie also schlafend / und tragen sie ohne Mühe hinweg / wo sie hin wollen. ... Es werden ihnen auch Stricke / und andere Rüstungen für die Löcher gelegt / und sie also gefangen.»

Beim Graben auf Murmeltiere um die Weihnachtsfeiertage erhoffte man sich durch Betrachtung des bereits erwähnten Verschlusspfropfens auch gleich Aufklärung darüber, wie lange der gerade begonnene Winter noch dauern und wie streng er werden möge: «Indem sie graben / geben sie acht auff das Erdreich / womit das Thier ihm selbst die Löcher verstopfet / und als mit einem Zapffen vermachtet hat / wie lang derselbige seye: Dann ist er etliche Schuhe lang / so bedeutet es einen harten / rauhen und kalten Winter. Ist er aber kurtz / so bedeutet es einen linden Winter.» Auch ohne Ausgraben der Baue gelten die Murmeltiere übrigens noch heute manchem Bergbauern als Wetterpropheten und er wird sich mit der Heuernte eilen oder sie um einige Tage verschieben, wenn er die Tiere nicht wie gewohnt am Berg spielen sieht; dann nämlich

wird es am nächsten Tag mit Sicherheit regnen.

Tatsächlich hat die Bejagung durch Fallen und Graben die Bestände gegen Ende des 19. Jahrhunderts vielerorts in Bedrängnis gebracht und regional sogar zur Ausrottung der Murmeltiere geführt. Mit Ausnahme von Berchtesgaden und des westlichen Allgäus waren die Nager um 1880 aus dem deutschen Alpenraum verschwunden und die grösstenteils neu angesiedelten Bestände sind bis heute geschützt. Auch in weiten Teilen Österreichs wurden schon seit den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts Murmeltiere wieder ausgesetzt; im Salzburger Land gab es um 1912 keine mehr und hier waren die Wiederansiedlungen besonders erfolgreich. Ausserhalb des Alpenraums wurden Murmeltiere vor allem in den Pyrenäen mit grossem Erfolg eingebürgert.

Heute ist das Graben auch in der Schweiz, wo der Gesamtbestand niemals ernsthaft gefährdet war, überall verboten und der Kugelschuss nach Ansitz am Bau fast die alleinige Jagdart geworden. Je nach Land und Kanton ist für die Murmeltierjagd sogar das Kaliber vorgeschrieben. Nur ein guter Schütze jedoch sollte auf Murmeltiere gehen, verwendet meistens ein Vollmantelgeschoss und schießt erst dann, wenn das Murmel genügend weit vom Bau entfernt ist, um nicht verletzt noch einfahren zu können. Trifft die Kugel nicht sofort tödlich, geschieht meist genau dies und lässt nicht nur einen Fangschuss unmöglich werden, sondern macht zudem den Bau durch den Verwesungsgeruch für alle anderen Murmeltiere auf lange Zeit unbewohnbar.

Neben dem Wildbret ist das Murmelfell seit Jahrhunderten ein mehr oder weniger begehrter Artikel. So berichtet auch Johann Wolfgang von Goethe im Tagebuch seiner dritten Reise in die Schweiz im Herbst 1797, beim Aufstieg auf den Gotthard in einem Ort nahe Altdorf «Murmeltier-Felle» gesehen zu haben. Aus «Johann Christian Schedels neuem und vollständigem Waaren-Lexikon» aus dem Jahre 1814 ist zu entnehmen, dass Mur-

Im Tanz vereint...



Foto: C. Morerod

melfelle aus der Schweiz sowohl für die Rauchwarenhändler als auch für die Apotheker eine gängige Handelsware darstellten. Wenig später aber, so etwa in Franz von Kobells «Wildanger» (1859) und in der Veröffentlichung «Aus dem Reich der Pelze» von Emil Brass aus dem Jahre 1911, ist zu lesen, dass Felle von Alpenmurmeltieren als relativ geringwertig galten und nicht in den Welthandel kamen, sondern nur «lokal zu Ranzen, Jagdtaschen, Mützen usw. verarbeitet» wurden; aus dem «Buch von den Pelztieren und Pelzen» (1970) geht dazu hervor, dass nur während des 2. Weltkrieges infolge der fehlenden Einfuhr der Bedarf an Fellen aus der Schweiz von rund 2500 auf etwa 14 000 pro Jahr stieg, die vorwiegend zu Mänteln verarbeitet wurden. Im Übrigen aber waren und sind international hauptsächlich die Felle asiatischer Murmelthiere, vor allem aus Russland und aus der Mongolei im Handel, werden aber trotz einem jährlichen Aufkommen von mehr als 2 Millionen Stück im deutschsprachigen Raum kaum verlangt.

Murmeltier und Mensch – gestern und heute

Etwa bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beschränkte sich das Verhältnis zwischen Mensch und Murmeltier nicht allein auf die – allerdings meist vorherrschende – Jäger-Beute-Beziehung zur Beschaffung von Wildbret, Schmalz und Fellen. Wegen ihres verspielten Wesens, gepaart mit Gelehrsamkeit sowie einer gewissen Menschenähnlichkeit, wenn die «Bergmannl» aufgerichtet sitzen, waren sie auch als gezähmte Tiere sehr beliebt. Besonders im Tirol und in Savoyen hielten die Dorfjungen sich ganz jung gefangene Murmelthiere, die schnell handzahn wurden und sich offenbar recht gut dazu abrichten liessen, etwa zum Flötenspiel zu tanzen oder auch andere kleine Kunststücke zu vollbringen. Damit zogen sie über Land, auf die Dörfer und auf Jahrmärkte, um sich etwas zu verdienen und zum äusserst kargen Familieneinkommen beizutragen.

Alfred Brehm beklagt in der ersten Auflage seines «Thierlebens», dass diese jungen Dompteure – wohl wegen der politischen Verhältnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts – nicht mehr auftauchten und stellt dabei einige aus heutiger Sicht merkwürdig klingende Betrachtungen an: «Gegenwärtig ist uns Mitteldeutschen das schmucke Geschöpf entfremdet worden, als es früher war. Die armen Savoyardenknaben dürfen nicht mehr wandern, während sie vormals bis zu uns und noch weiter nördlich pilgerten mit ihrem zahmen Murmelthiere auf dem Rücken, und durch die einfachen Schaustellungen, welche sie mit ihrem Ein und Alles in Dörfern und Städten gaben, einige Pfennige zu verdienen. Dem Murmelthiere ist es ergangen, wie dem Kamele, dem Affen und dem Bären: es hat aufgehört, die Freude der Kinder des Dörfers zu sein, und man muss jetzt schon gar weit wandern, bis in die Alpenhöhlen hinein, wenn man das liebliche Geschöpf noch lebend sehen will.»

Doch offensichtlich gingen nicht nur die Jungen aus den bitterarmen Bergbauernfamilien mit Murmelthieren auf Wanderschaft. So ist in einem Gedicht des schweizerischen Lyrikers Karl Friedrich Drollinger (1688–1742) zu lesen:

«... in diesem Augenblick
kam unversehns ein
alter Alpenbauer
mit einem Murmelthier daher.
Er rief: Herbei, ihr
hochgeneigten Schauer,
und seht dis Wunderthierlein an,
das hundert schöne Künste kan.»

In der Tat konnten die Männer aus den Bergen ihr Murmeli als seltenes Tier vorführen, da der Alpinismus erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ganz allmählich mehr Menschen in die Berge führte und bis dahin fast nur die Bergbauern, Hirten, Jäger und Wilderer die kleinen Nager zu Gesicht bekamen. Kein geringerer als Friedrich von Schiller hat dem «seltenen» Murmeltier sogar einen Platz in der klassischen Literatur gesichert, als er in der dramatischen dritten Sze-

ne des vierten Aktes von «Kabale und Liebe» den erbitterten Ferdinand, den tragischen Protagonisten zu seinem vermeintlichen Nebenbuhler, dem kriecherischen und intriganten Hofmarschall von Kalb sagen lässt: «... Eben so gut, ich führe dich, wie irgend ein seltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportieren und aufwarten und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen.» Sich selbst hingegen sah Goethe als solch ein «seltenes Murmelthier», das als Attraktion begafft werden soll, dies aber nicht mag; am 23. November 1786, rund drei Wochen nach seiner Ankunft in Rom, schrieb er nach der Erwähnung einiger neuer Bekanntschaften in einen Brief: «... Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.»

Murmelthiere in Gefangenschaft und in zoologischen Gärten zeigen jedoch nach Brehm, Grzimek und auch anderen Autoren keineswegs nur sympathische Eigenschaften und Verhaltensweisen. Danach sind sie schwer aufzuziehen und die Sterblichkeit der Jungtiere ist hoch. Oft sind sie nur auf eine oder wenige Personen, die sich mit ihnen während der Aufzucht beschäftigt haben, positiv fixiert und verhalten sich anderen und Fremden gegenüber durchaus aggressiv; mit anderen Tieren vertragen sie sich meist recht gut, aber generell lässt sich auch dies nicht sagen. Bernhard Grzimek, unter anderem auch langjähriger Direktor des Frankfurter Zoos, erzählt von Murmelthieren, die nicht nur gegenüber Menschen aggressiv reagierten, sondern die auch, nachdem sie sich unter der Umfassungsmauer des Geheges hindurch gegraben hatten, vorbeilaufende Hunde von Zoobesuchern anfielen und sich an deren Hals festbissen. In dem Zusammenhang gibt er auch die Beobachtung eines Jägers wieder, nach der ein Murmeltier sich gegen einen Fuchs, der es töten wollte, dermassen zur Wehr

setzte, dass am Ende beide Tiere tot am Platz blieben. Auch untereinander kommt es offenbar manchmal zu tödlichen Kämpfen; so wird aus den Anfangsjahren des Wiener «Thiergartens» berichtet, dass ein Murmeltier ein anderes in der Höhle überfallen, getötet und sogar angefressen hat.

Dressierte Murmeltiere auf dem Rücken wandernder Gestalten wird man heute nirgendwo mehr antreffen. In Wildparks und zoologischen Gärten allerdings sind sie recht häufig und dies ist für viele Menschen aus dem Flachland und den Städten die einzige Gelegenheit, die verwunderlichen und anziehenden Nager aus den Bergen überhaupt zu sehen. Selten allerdings, wie sie Schiller noch sah und wie sie auch vor über hundert Jahren noch waren, sind sie heute keineswegs mehr und die Bestände sind gesichert; dies gilt sowohl für ganzjährig geschützte Populationen wie im deutschen Alpenraum als auch für die Länder, in denen eine kontrollierte Bejagung stattfindet. Mehr als 7000 Murmeltiere pro Jahr wurden seit 1997 durchschnittlich in der Schweiz erlegt, die meisten davon in Graubünden; fast ebenso hoch ist die Strecke in Österreich, wo die grössten Vorkommen in Tirol leben, gefolgt vom Bundesland Salzburg. Artenschutz und reglementierte Bejagung, sich gegenseitig nicht ausschliessend, sondern ergänzend, stellen sicher, dass der gellende Warnpfeiff des Wächters der Murmeltierkolonie auch in Zukunft noch das Erlebnis einer Bergjagd oder einer Wanderung auf steinigem Pfad bereichern wird.

Literaturverzeichnis: Brehm, Alfred Edmund: Illustriertes Tierleben, Faksimile-Ausgabe der 1. Auflage Hildburghausen 1864, Band 1: Die Säugethiere, Stuttgart, 1979. – Gesner, Conrad: Thierbuch, Nachdruck der Ausgabe von 1669, Hannover 1980. – Grzimek, Bernhard: Wildes Tier – weisser Mann, München 1965. – Königswald, Wighard von: Lebendige Eiszeit – Klima und Tierwelt im Wandel, Darmstadt 2002. – Stöcker, Burkhard: Heilkräfte aus Wildtieren – Mythos und Medizin. In Schweizer Jäger, 93. Jahrgang, Nr. 6/2008. – Willkomm, Hans-Dieter: Die Waidmannssprache, Berlin 1990. – Literaturdatenbanken: www.gutenberg-spiegel.de / www.zeno.org



Foto: C. Moretrod